

Wittgensteiner Zeitung

Erscheint jeden Mittwoch und Samstag und kostet vierteljährlich in der Expedition 1 Mark, durch die Post bezogen 1 Mk. 15 Pf.

Mit den zwei Gratis-Beilagen:
„Der Wittgensteiner“ und „Illustriertes Familienblatt“.

Redaktion, Druck und Verlag von Ernst Schmidt in Laasphe.

Inserate werden die einpaltige Zeile oder deren Raum mit 10 Pf. berechnet, Wiederholungen mit entsprechendem Rabatt.

Nr. 7.

Laasphe, Samstag den 22. Januar 1898.

23. Jahrgang.

Englands Vormarsch nach dem Sudan.

(Nachdruck verboten.)

Laasphe, 21. Januar 1898.

Als vor dreiviertel Jahren der französische Botschafter in London von seinem Posten zurücktrat, sprach er einem Korrespondenten der „Times“ gegenüber die feste Hoffnung auf ein weiteres friedliches Einvernehmen zwischen England und Frankreich aus. Er meinte zwar, es beständen bezügl. afrikanischer Fragen einzelne Meinungsverschiedenheiten, aber sogar Ägypten sei nicht imstande, einen ernsthaften Konflikt zwischen England und Frankreich herbeizuführen.

Derartige Neben Abschied nehmender und ihre Stelle antretender Botschafter bestehen selbstverständlich in der Hauptsache aus Phrasen, und man weiß, daß man deren Inhalt nicht allzu ernsthaft aufnehmen darf. Aber wir glauben, daß unter Berücksichtigung des neuerlichen Vorgehens der Engländer in Ägypten selbst die höchste im Tone der Verbindlichkeit ausgesprochene Phrase ihres Botschafters bez. Ägyptens den Franzosen als zu viel erscheint. Freilich hat sich Frankreich Jahre hindurch angestrengt, der britischen Besatzung im Pharaonenlande ruhig verhalten, wenn es auch niemals aufhörte, gegen dieselbe zu protestieren und gelegentlich die Räumung Ägyptens zu verlangen. Die von den Engländern projektierte Eroberung des Sudans aber wird die Franzosen durchaus nicht ruhig lassen und auch Gegenmaßregeln herbeiführen, wenn nicht bis dahin ihre Regierung und ihr Regierungssystem von der immer mächtiger anschwellenden trübenden Fluth des Dreyfus-Skandalos weggeschwemmt ist.

Die Franzosen tragen längst nach einer Verbindung ihrer Niger-Kolonie mit dem Flußgebiet des weißen Niles, nach einer Verlängerung ihres mittelafrikanischen Interessengebietes in der Richtung von Westen nach Osten. Ausgesandte Expeditionen sind mit Erfolg immer wieder östlich vorgebrungen, und kürzlich hieß es, das Eintreffen der französischen Colonialpioniere im Gebiete des weißen Nil sei nur eine Frage der aller nächsten Zeit. Von diesem Augenblicke an erscheint den Engländern ein Kriegszug zum Sudan, also in die Länder am oberen Nil, als die brennendste Aufgabe ihrer äußeren Politik. Die englischen Blätter verbreiten die alarmierende Nachricht, die Derwische beabsichtigten von Metemeh aus einen kriegerischen Vorstoß nach Ägypten, und es sei die nächstliegende Sorge der ägyptischen Verwaltung, diesem Kriegszuge zuvorzukommen. Die Sache ist ihnen jedenfalls außerordentlich wichtig, denn während sie ehemals alle Expeditionen gegen die Derwische nur mit eingeborenen Soldaten unternahmen, werden diesmal eine ganze Anzahl britischer Regimenter aus dem Mutterlande an der ägyptischen Küste erwartet. Diese Derwische geben natürlich nur einen

Vorwand ab; gegen sie würden nur im äußersten Nothfalle europäische Regimenter mobil gemacht und besonders nicht in einer Zeit, wo es in China fortwährend wetterleuchtet und wo die Dinge an der indischen Nordgrenze äußerst bedenklich liegen. England will eben Frankreich am oberen Nil zuborkommen. Seine Absicht ist schon seit längerer Zeit die Bildung eines zusammenhängenden Colonialbesitzes vom Süden bis zum Norden Afrikas. Der Congo-Staat bildet zwar zur Zeit noch ein Hinderniß zur Verwirklichung dieses Gedankens, allein kein so gewichtiges, daß die geduldige, weitausschauende Politik Englands nicht hoffen dürfte, es mit der Zeit zu überwinden.

Frankreichs Absichten auf einen vom Westen nach dem Osten reichenden Colonialbesitz müssen sich mit den englischen Projekten im Sudan kreuzen, daher streben von beiden Seiten Expeditionen mit fieberhafter Eile nach dem umstrittenen Gebiete, um hier nach dem Sprichwort zu handeln: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.“ Ein Recht haben beide Bewerber nicht auf das Sudanland, und wenn die englische Presse aus der britischen Verwaltung Ägyptens, zu dem einst der Sudan gehörte, dies fehlende Recht herzuleiten sucht, so sind das leere Spiegelschereorien.

A. C.

Oesterreich-Ungarn.

* Laasphe, 21. Januar 1898.

Für Oesterreich-Ungarn, besonders für die cisleithanische Reichshälfte war das abgelaufene Jahr ein sehr verhängnisvolles. Das Schlimmste aber ist, daß die Verwirrung noch weit davon entfernt bleibt, gelöst zu sein. Nach den furchtbaren Stürmen in dem österreichischen Reichsrath und in den Straßen Prag's und einiger anderen böhmischen Städte war nur eine theils natürliche, theils durch das Standrecht erzwungene Ruhepause eingetreten. Man darf aber nicht vergessen, daß weder der österreichisch-ungarische Ausgleich noch auch nur ein gesetzliches Provisorium zu Stande gekommen ist, und daß Ursprung und Quell all dieser Misere, die Sprachenverordnung, noch zur Erörterung steht.

Es war ein für ihn selbst wie für die ganze Monarchie überaus verhängnisvoller Schritt, den Graf Badeni am 9. April v. Jhs. that, als er die verhängnisvolle Sprachenverordnung veröffentlichte. Durch diese Liebedienerei für die tschechischen und polnischen Bestrebungen hatte er sich in dem auf Grund der neuen Wahlordnung gewählten österreichischen Abgeordnetenhaufe eine Mehrheit für den Ausgleich mit Ungarn sichern wollen. Wie wenig er diesen Endzweck erreicht hat, geht daraus hervor, daß, wenn nicht Oesterreich durch eine auf den „Notparagraphe“ gestützte ministerielle Verordnung die Fortdauer des Zoll- und Handelsbündnisses mit der ungarischen Reichshälfte bewerkstelligt hätte, wenn nicht der ungarische Ministerpräsident Baron Banffy die Nachsicht des Parlaments erwartend einen ungesetzlichen Schritt gethan und der

Wiener Regierung einfach die Fortdauer des bestehenden Zoll- und Handelsverhältnisses zu Oesterreich angezeigt hätte, eigentlich in der Neujahrnacht die ungarische Grenze bis zum Zustandekommen des Ausgleiches hätte gegen Oesterreich abgesperrt werden müssen. Und daß man sich so, wenn auch nur sehr kümmerlich, zu helfen wußte, beweist, daß Graf Badeni jene verhängnisvolle Verordnung nicht hätte zu erlassen brauchen.

Was Graf Badeni in Oesterreich erreicht hat, hat ja die Entrüstung des ganzen Welttheils hervorgerufen und ist noch in aller Erinnerung. Nachdem Kathrein das Präsidium niedergelegt, gaben sich die Präsidenten Abrahamowitsch Kramarz, Pole und Gsche, dazu her, die Kammer in nie dagewesener Weise zu vergewaltigen und auf Grund des Geschäftsordnungs-Antrages Falkenhaym die Polizei in den Sitzungssaal zu führen und widerstrebende Abgeordnete mit Gewalt „an die Luft zu setzen.“

Und was Graf Badeni für sich erreicht hat, ist ebenfalls zur Genüge bekannt. Die empörte Bevölkerung Wiens veranlaßte durch Straßendemonstration die Rückkehr des Kaisers, der den Grafen entlassen mußte.

Jetzt soll die Entscheidung über die Sprachenverordnung in dem Kronlande erfolgen, auf das sie besonders gemünzt war: in Böhmen. In Prag ist der böhmische Landtag am Montag zusammengetreten und gab daselbst der Statthalter Coudenhove eine Erklärung ab. Als der Statthalter zunächst deutsch sprach, wurde er von tschechischen Abgeordneten mit den Rufen: Tschedschisch, tschedschisch! unterbrochen. Nachdem der Oberlandsmarschall energisch zur Ruhe gemahnt hatte, setzte der Statthalter seine Rede in deutscher Sprache fort: Namens der Regierung erlaube ich mir nachstehende Erklärung abzugeben. Gegenüber den mannigfachen Beschwerden, die hinsichtlich der Sprachenverordnungen vom 5. April erhoben werden, erachtet die Regierung es als ihre Pflicht, ihre Auffassung und ihre Absichten mit voller Deutlichkeit darzulegen. Die Regierung geht hierbei von der Anschauung aus, daß im Königreich Böhmen beide Landessprachen im Amte vollkommen gleichberechtigt sind, daraus folgt, daß es jedem Bewohner des Königreichs Böhmen innerhalb der Grenzen des Landes zusteht, sein Recht bei allen kaiserlichen Behörden, sei es in tschechischer, sei es in deutscher Sprache zu suchen und zu finden, und so, wie diese Grundzüge für die Regierung unerrückbar feststehen, wird sie auch an der Einheit des Landes sowie an jener der Verwaltung und des Beamtenkörpers unbedingt festhalten. An dem hohen Landtage wird es sein, schließt Redner, diese Anträge der Regierung seiner Zeit einer sorgfältigen und wohlwollenden Prüfung zu unterziehen. Der Statthalter wiederholt hierauf die vorstehende Erklärung in tschechischer Sprache.

Ein treuer Freund.

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Heute Morgen ist er wieder erst mit dem einbrechenden Tage heimgekehrt — doch das werden Sie wissen, ich sehe es Ihren Augen an, daß Sie die Nacht durchwacht haben.“

„Ich weiß es,“ bemerkte Grete unwillkürlich aufsehend. Ihr Auge glitt prüfend über Strakow hin. Sie hatte denselben für den Verfälscher ihres Mannes gehalten, jetzt trat ihr derselbe in ganz anderer Weise entgegen. Hatte sie ihm Unrecht gethan? Dürfte sie ihm vertrauen? Nachdem sie in ihrem Heiligsten getäuscht war, war sie mißtrauisch geworden.

„Lassen Sie uns zusammen berathen, auf welche Weise wir am besten aus ihnen Mann einwirken, denn Sie selbst müssen zugestehen, daß es nicht so weiter gehen darf,“ fuhr Strakow fort, indem er seinen Stuhl etwas näher an Grete heranrückte. „Sie dürfen mir ihr volles Vertrauen schenken und versichert sein, daß ich dasselbe nie mißbrauchen werde.“

„Ich weiß nicht, was ich thun soll und darf — meine Bitten und Thränen helfen nicht,“ gab Grete zur Antwort.

„Er ist für mich zum Räthsel geworden,“ sprach Strakow, indem er die halb geschlossenen Augen auf die junge Frau richtete, um genau zu beobachten, welchen Eindruck seine Worte machten. „Erwartete mich wie ihn so viel Schönheit und Liebreiz daheim, so würden alle meine Freunde nicht im Stande sein, mich dem häuslichen Glücke zu entreißen.“

Grete schien diese Worte kaum zu vernehmen, halb starr und halb träumend blickte sie vor sich hin. Sie dachte nur daran, daß Klaus ihr vor wenigen Monden dasselbe gesagt hatte — sie hatte ihm geglaubt und war getäuscht.

„Er kann sich an das stille, häusliche Leben nicht gewöhnen,“ bemerkte sie.

„Er muß sich daran gewöhnen, wenn er Ihr Glück nicht untergraben will!“ rief Strakow, und es klang aus seinen Worten wie eine innere Entrüstung. „Er darf Ihre Ruhe und Ihren Frieden nicht auf das Spiel setzen, er muß von dem jetzigen Leben, welches für ihn eine Verwirrung ist, lassen, er muß erkennen lernen, was er Ihnen schuldet — lassen Sie uns zusammenhalten, um dies zu erreichen!“

Er streckte der jungen Frau, die zu einem Bündnisse auffordernd, die Rechte entgegen.

Grete zögerte, sie wußte nicht, ob sie die Hand annehmen sollte, denn das Mißtrauen, welches sie gegen Strakow hegte, war noch immer nicht besiegt. Sie legte endlich ihre Hand in die Rechte des früheren Gutsbesitzers, denn er verlangte ja nichts Unrechtes, was er erstrebte, war ihr eigener herzlichster Wunsch.

Strakow hielt ihre kleine Hand einige Augenblicke in der seinigen, er führte sie an seine Lippen, sie fühlte einen leisen Druck, allein sie selbst war zu sehr erregt, als daß sie irgend einen unredlichen Gedanken in ihm voraussehen konnte. Strakow's Worte hatten in ihr die Hoffnung, daß Klaus sich noch ändern könne, wieder wachgerufen.

„Klaus ist mißtrauisch, es lebt ein troziger Sinn in ihm,“ fuhr Strakow fort. „Er darf deshalb nicht ahnen, daß wir uns gegen ihn verbündet haben, ist es

auch zu seinem Besten, so wird er doch dies nicht sofort einsehen. Ist Ihre Dienerin verschwiegen?“

Grete begriff diese Frage nicht.

„Weshalb?“ warf sie ein.

„Es wird nothwendig sein, daß wir uns öfter sprechen und berathen, ohne Klaus' Wissen.“

Grete empfand ein Gefühl der Angst. Dürfte sie dies gewahren?

Strakow's scharfes Auge bemerkte dies.

„Sie haben versprochen, mir Vertrauen zu schenken,“ sprach er mit vorwurfsvollem Tone.

„Ich thue es, allein ich weiß nicht, in welcher Weise ich auf meinen Mann einwirken soll,“ entgegnete Grete.

„Ich glaube einen Weg zu wissen, allein ich bin im Zweifel, ob ich Ihnen denselben anrathen darf,“ bemerkte Strakow leise, fast flüsternd, indem er den Kopf etwas zu ihr neigte.

„Was meinen Sie?“

„Erregen Sie keine Eifersucht,“ gab Strakow mit demselben leisen und vertraulichen Tone zur Antwort. „Suchen Sie ihn dadurch zu fesseln. Ihre Schönheit wird für ihn einen erhöhten Reiz gewinnen und er wird bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß er das Glück allein bei Ihnen zu suchen hat!“

„Nimmermehr werde ich zu einem solchen Mittel greifen,“ unterbrach ihn die junge Frau, indem sie sich unwillig erhob. „Mag meine Zukunft sich noch so trübe gestalten, dahin wird sie mich nicht bringen, daß ich die Achtung vor mir selbst verliere!“

„Sie haben Recht,“ entgegnete Strakow lächelnd, indem auch er aufstand. „Es war eine flüchtige Idee, die in mir auftauchte, mehr nicht. Begraben wir

Politische Rundschau. Deutsches Reich.

Der Reichstag setzte am Mittwoch die Beratung der vom Centrum eingebrachten Novelle zum Strafgesetzbuch, der von den Gegnern sogenannten „lex Heinke“, fort. In beachtenswerter Weise beleuchtete der reichslandische Abgeordnete Höpfel auf seine ärztlichen Berufs-Erfahrungen gestützt, die sanitäre Seite einer die öffentliche Sittlichkeit schützenden Gesetzgebung. Dann nahm der Vertreter Sachsens am Bundesrathstische Anlaß, gegenüber Herrn Bebel, der in der vorigen Beratung sich über angebliche Dresdener Vorgänge entäußert hatte, zu bemerken, daß er ohne tatsächliche Grundlagen geredet habe. Zu dem Antrage selbst sprachen noch die Abgg. Bech (freisinnige Volksp.), v. Salisch (kons.), Jastrau (Antisemit) den absolut reizenden Standpunkt des Abg. Bech theilte dessen Fraktionsgenosse Lenzmann nicht durchaus; vielmehr erklärte er sich bereit, dazu mitzuwirken, daß ein von Bebel freies Gesetz zu Stande komme. Herr Bebel behauptete, wenn ihm auch oft Irrthümer nachgewiesen seien, so seien doch 99 pCt. seiner Behauptungen wahr gewesen. Schließlich wurde der Antrag einer Kommission von 14 Mitgliedern überwiesen.

In der Budgetkommission des Reichstags sprach sich der Staatssekretär der Reichspostamt v. Podbielski in eingehender Weise über die von ihm auf dem Gebiete des Post- und Telegraphenwesens geplanten Reformen aus. Er bestätigte, daß er das Postregal für die Beförderung aller geschlossenen Briefe anstrebe und die Absicht verfolge, den Privatgesellschaften nur die Beförderung offener Briefe oder Karten zuzugestehen. Bezüglich der Gewichtserhöhung für einfache Briefe von 15 auf 20 gr erklärte der Staatssekretär, daß dem Bundesrathe eine dahin zielende Vorlage bereits zugegangen sei. Von einer anderweitigen Regelung der Telephongebühren könne dagegen erst die Rede sein, wenn ein genau arbeitender Gesprächszähler werde erfunden sein. So lange müßte es bei der Einrichtung einer Pauschallumme verbleiben. Die Telegraphenverwaltung erfordere gegenwärtig einen Zuschuß; sein Bestreben sei es, diesen Zuschuß zu beseitigen oder doch wenigstens stark herabzusetzen. Der Postetat selber wurde noch nicht erledigt.

Türkei.

Nach einer Meldung der „Times“ hat der Sultan den russischen Vorschlag, den griechischen Prinzen Georg zum Gouverneur von Kreta zu ernennen, entschieden abgelehnt. Der Sultan dürfte hierbei einen starken Rückhalt bei verschiedenen Mächten haben. Nach einem Artikel der Köln. Ztg. ist zu entnehmen, daß auch Deutschland dem russischen Vorschlag durchaus abgeneigt ist.

Amerika.

Das letzte Jahrbuch des „Amerikanisch-Jüdischen Gesellschaftsvereins“ enthält Angaben über das Wachstum und die Verteilung des Judentums in den Vereinigten Staaten. Der erste planmäßige Versuch, die Zahl der Juden in den Vereinigten Staaten festzustellen, wurde im Jahre 1877 gemacht und ergab 189 756 Köpfe. Im Jahre 1880 hatte sich diese Zahl auf 230 257 gesteigert. Die Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten betrug damals 50 155 783. Seit dem Jahre 1880 sind mehr als 485 000 Juden eingewandert, und gegenwärtig wird ihre Gesamtzahl auf 938 000 veranschlagt, während sich die Gesamtbevölkerung auf 75 Millionen beläuft. Während der letzten 17 Jahre in denen die Bevölkerung der Vereinigten Staaten sich um die Hälfte vergrößerte, hat sich also die jüdische Bevölkerung vervierfacht. Am wenigsten zahlreich sind die Juden in den Ackerbaustaaten, in den Großstädten dagegen weisen sie erstaunliche Ziffern auf. Demnach besitzen auch die Staaten mit Großstädten die stärkste jüdische Bevölkerung. In erster Linie kommt natürlich New-York mit 350 000 Juden. Dann folgen Pennsylvania, Illinois und Californien mit je 85 000,

dieselbe für immer. Ich werde auf ein anderes und besseres Mittel fassen, denn Ihr Glück liegt mir in der aufrichtigsten Weise am Herzen. Ich stelle dasselbe wieder her und führe Klaus zu Ihnen zurück — das verspreche ich Ihnen!

Er empfahl sich Grete mit der zurückhaltendsten Artigkeit und entfernte sich.

18. Vernichtete Träume und neue Hoffnungen.

Es war ein prächtiger, nur etwas zu warmer Sommermorgen. Kein Wölkchen trübte den Himmel, kein Lufthauch zog über die Erde hin. Ueber den bereits sich färbenden Feldern zitterte die Luft, sie klommerte auch auf den Wegen, wo kein Baum Schatten darbot.

Eine fast auffallende Ruhe herrschte ringsum, denn die Wärme wirkte erschlassend und war wenig fördernd für die Arbeit. Jeder, dem es irgend gestattet war, suchte einen schattigen, kühlen Winkel auf, selbst die Vögel saßen still in den schattigen Bäumen und nur das unruhige Volk der Späken trieb sich zantend, geschwähig und schreiend in dem großen Kirchgarten des Pfarrgartens umher, von dem sie längst die letzte Frucht gestange befestigter Hut des Herrn Pfarrers daran erinnerte, daß der Baum Früchte getragen, denn er war dazu bestimmt gewesen, die unerschämten gefiederten Späken von den süßen Früchten zu verschrecken.

Seinen Zweck hatte der Hut freilich nicht erreicht. Die Herrn Späken hatten schon am zweiten Tage wenig Furcht vor der Kopfbedeckung des würdigen Pfarrers gezeigt und jetzt hatte sogar ein besonderes unverkennbares Paar sein Nest darin gebaut und der Späkenherr sah oben auf der Rinne seines Hauses und schrie jedem Sperlinge, der sich demselben näherte, zornig entgegen. Der Pfarrer Jeremias Steinberg hatte dies freilich noch nicht bemerkt, sonst würde er die frechen Burschen vertrieben haben.

Der kleine Doktor Esseg ritt bereits zum dritten

Maryland mit 35 000, Missouri und New-Jersey mit je 25 000, während Louisiana und Massachusetts nur je 20 000 Juden beherbergen.

Kurze Mittheilungen.

— Eine auffallende Ähnlichkeit hat das Jahr 1898 mit dem Jahr 1887. Nicht bloß sämtliche Sonntage, sondern auch das Osterfest mit allen von ihm abhängigen Feiertagen fallen in diesem Jahre auf das nämliche Datum wie 1887, so daß ein Kalender von 1887 auch für dieses Jahr gebraucht werden kann. Selbst das Datum der Mondphasen weicht nur um ein oder zwei Tage ab.

— Marburg, 21. Jan. (Dr. Böckels Grundeigentum.) Das auf den Namen des Kaufmanns und Gastwirths Emil Böckel zu Berlin eingetragene Grundeigentum des Reichstagsabgeordneten Dr. Otto Böckel, bestehend in Haus, Garten und Druckereigebäude wird demnächst zwangsweise versteigert.

— Niedermendig, 11. Jan. Ein junger Mann, welcher am Sylvesterabend hier einen Arbeiter durch Unglück erschoss, ist seinem Seelenkampf, den er von der Stunde der That an hatte, heute erlegen. Das Gebahren des jungen Mannes war fortwährend so, daß man um seinen Verstand fürchtete. Nun hat ihn der Tod erlöst.

— In Neuz ist die Bahnwärtersfrau Breuer lebendig verbrannt. Sie kam in der Küche dem Herdfeuer zu nahe, ihre Kleider fingen Feuer und sie brannte im Nu lichterloh. Die bedauernswürdige Frau erlitt so entsetzliche Brandwunden am ganzen Körper, daß sie nach kurzer Zeit starb.

— Vor einigen Tagen war einem Geldbriefträger in Berlin ein Geldbrief mit 1400 Mark Inhalt, adressiert an eine Bank in der Vorstraße, abhandeln gekommen. Dem Briefträger, welcher den Schaden hätte ersetzen müssen, ist rasch geholfen worden. Auf Anregung einer Finanzgröße haben mehrere in der Vorstraße befindliche große Bankgeschäfte die Summe von 1400 Mk. zusammen geschossen und dem Briefträger ins Haus geschickt. Ein schönes Beispiel hochherziger Nächstenliebe!

— Bei der Tafel des Ordensfestes in Berlin waren zur Bedienung der 2000 Ritter auch diesmal Privatdiener zugezogen worden. Es waren etwa 100 an der Zahl, durchweg ältere Leute. Der Ehre, bei der königlichen Tafel zu bedienen, müssen sie ihre Väter zum Opfer bringen. Die Köcher erhalten neun Mark Lohn. Trübsal zu nehmen, ist ihnen streng untersagt.

— Ein bayerischer Veteran hat ein 70 Gramm schweres Geschoss im Leibe herangezogen, bis ihm jetzt die Röntgenstrahlen und geschickte ärztliche Befreiung von der unangenehmen Erinnerung an das große Jahr brachten.

— Auf der Kaiserwerft in Kiel kam am Dienstag kurz vor Feierabend ein zum Ueberheben im Krahn hängender Schiffsteil zum Umfallen und traf den beaufsichtigenden Werkmeister; derselbe war sofort tot.

— In Brunn am Bierwalddäler See hielt sich seit einigen Wochen ein angebliches Ehepaar Neuz aus Mainz auf. Die Leute hatten sich in einer Pension eingemietet und lebten da herrlich und in Frieden. Da sie große Geldausgaben machten, so kümmerte sich die Polizei um sie und fand, daß der Mann der im Allgemeinen Polizeianzeiger ausgeschriebene Karl Wolfstädter, Postgehilfe aus Mühlheim sei, welcher vier Geldbriefe im Gesamtverthe von 6176 Mk. unterschlagen und sich damit flüchtig gemacht hatte. Bei seiner Verhaftung fanden sich noch etwa 2000 Mk. vor.

— Die in der Filiale des Postbureaus Lausanne beschäftigte Expedientin stempelte ein ihr übergebenes Paket ab, als dasselbe explodirte und ihr schwere Brandwunden und sonstige Verletzungen im Gesicht beibrachte. Das Paket enthielt etwa 1 kg Patronen für Jagdgewehre, diese Patronen waren in einem einfachen Blatt Papier verpackt. Das arme, durch diese fahrlässige Expedition schwer bedrückte Mädchen dürfte mehrere Wochen zu leiden haben.

— Petersburg, 19. Jan. (Schweres Grubenunglück.) Durch eine Gasexplosion in der Grube der Donjaer Gesellschaft im Taganrogger Bezirk wurden 40 Arbeiter getödtet und 18 verwundet.

— Aus Valencia wird gemeldet: Infolge von Ueberschwemmungen sind in Uiel dreißig Häuser eingestürzt. Weitere Häuser sind von demselben Schicksal bedroht.

— Ueberschwemmungen in Spanien. Die Flüsse Alobregat und Besos sind aus den Ufern getreten und haben die umliegenden Ostfahnen überschwemmt. Mehrere Häuser sind eingestürzt. Der Verkehr der Eisenbahnzüge zwischen Murcia und Alicante ist unterbrochen. Das Steigen der übrigen Flüsse hält an. Der Schaden ist beträchtlich; einige Menschen sollen das Leben eingebüßt haben.

Male auf dem ganz besonders sonnigen Wege an dem Pfarrgarten hin und hob sich fortwährend im Sattel empor, um über die hohe Umzäunung einen Blick in den Garten zu werfen.

Der Braune schwitzte und ging so faul und langsam, als habe er bereits fünf Meilen an diesem Tage zurückgelegt, und der kleine Doktor schwitzte auch und trocknete sich wiederholt die Stirn. Der Sonnenschein schien ihm nicht sehr zu behagen, trotzdem blickten seine kleinen Augen lustig.

Endlich schien er gefunden zu haben, was er suchte. Aus einer Laube schimmerte ein helles Kleid hervor, er hielt den Braunen, nachdem er ihn nicht an die Umzäunung getrieben hatte, an und rief heiter: „Guten Morgen, Frau Pastorin!“

Jeremias Steinberg gab er den Titel „Herr Pfarrer“, seine Frau nannte er dagegen stets „Frau Pastorin“, weil ihm dies gemüthlicher klang.

Die Pastorin trat mit ihren beiden Töchtern aus der Laube hervor und eilte schnell herbei.

„Sie bringen Nachricht von Gottself?“ fragte sie.

„Natürlich — natürlich, sonst würde ich nicht seit fast einer Stunde in diesem wunderschönen Sonnenschein auf und ab reiten! Haha! Mein Teint ist für den ganzen Sommer verloren.“ entgegnete Esseg lachend, obgleich ihm die Schweißtröpfchen über die Wangen rannen. „Prächtige Nachricht bringe ich und morgen früh mache ich mich selbst auf den Weg zu ihm, denn morgen Abend wird sein Schauspiel zum ersten Male aufgeführt und ich will dabei sein. Durch Versehen der Post habe ich den Brief, in dem er mir dies schrieb, um einige Tage zu spät erhalten. Gottself hegt die Hoffnung, daß auch Sie kommen werden, er wird Ihnen dies in diesem Briefe selbst schreiben, und nun, Frau Pastorin, bieten Sie Alles auf, um morgen Abend die Ehre und hoffentlich auch die Freude Ihres Sohnes zu theilen. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn wir zusammen reisen können.“

Aus Laasphe und Umgegend.

* Laasphe, 21. Januar. (Postales.) Zur weiteren Ausführung der Sonntagsruhe bei der Post hat das Reichspostamt angeordnet, daß die Schalterstunden am Nachmittage in die Zeit nach dem Hauptgottesdienste zu verlegen, dafür aber Nachmittags eine Stunde für den Telegraphendienst zu öffnen sei. Die Postanstalten sind zum Bericht darüber aufgefordert worden, welche Stunde nach dem Gottesdienste (12—1 oder 1—2) für den Postverkehr zu wählen sei. Totale Verhältnisse sind zu berücksichtigen.

Gründelbrück. In der jetzt fast überall auf der Tagesordnung stehenden Beleuchtungsfrage hat unsere Kreisstadt Verleburg einen bedeutsamen Schritt vorwärts gethan, indem sie dort das elektrische Licht einzuführen sich entschlossen hat. In Naumland ist dasselbe bereits vertreten, dort werden nicht allein die öffentlichen und theilweise Privathäuser elektrisch erleuchtet, sondern man hat auch mit gutem Erfolge diese Beleuchtungsart in den Straßen zur Anwendung gebracht. Auch in Laasphe sieht man im Begriff, eine bessere Beleuchtung zu verschaffen, nur ist man noch nicht schlüssig, ob das elektrische oder das Gaslicht eingeführt werden soll. Für Gründelbrück können beide Beleuchtungsarten nicht in Betracht kommen, da das Kapital zu einer derartigen Anlage für die hiesigen Verhältnisse zu hoch werden und der Nutzungswert in keinem Verhältnisse zu demselben stehen würde. Es dürfte für die hiesigen Verhältnisse jedoch die Beleuchtung durch Acetylen-Gas zu erwägen sein. Das Acetylen-Licht, das Licht der Zukunft, hat nicht nur den Vorzug, daß es sich ein jeder selbst erzeugen kann, sondern es hat eine bedeutend größere Lichtstärke wie jedes andere Licht, ist bedeutend billiger und gänzlich gefahrlos. Wie manches Unglück ist schon durch Petroleum- oder Gasexplosionen entstanden; bei dieser Beleuchtungsart kann etwas derartiges gar nicht vorkommen. Das erste Anlagekapital wird wohl für Manche Veranlassung geben, mit der Einführung zu zögern, weil dann auch das angelegte Geld für die überflüssig werdenden Lampen verloren geht. Aber in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum dürfte die Auslage, durch Ersparnisse an Del, Gaslöhnen u. s. w. wieder eingebracht sein. Es ist nicht unsere Aufgabe, uns noch eingehender mit dieser Sache zu befassen, diejenigen, welche sich zu einer derartigen Anlage entschließen, mögen dies selbst thun.

Verleburg, den 18. Januar 1898. (Schöffengericht.) Der Tagelöhner Conrad M. ist angeklagt, seinen Arbeitskollegen, den Handlanger Anton H. von hier am 4. Sept. v. Js. mittels eines Knüttels körperlich mißhandelt zu haben. M. ist gefänglich genommen und wird ihm unter Zubilligung mildernder Umstände 3 Wochen Gefängnis zugesprochen. — Der Ruchser Gg. zu Weidenau hat am 16. Mai v. Js. den Wirth. Daus aus Dölar mit einem Taschenmesser gestochen. Die Beweisaufnahme ergab, daß Daus den Angeklagten mit einem Revolver bedroht hat und erhält der Letztere nur eine Geldstrafe von 6 Mk. — Der Ackerer H. K. von hier hatte gegen einen polizeilichen Strafbefehl Widerspruch erhoben, nahm denselben jedoch vor Eintritt in die Hauptverhandlung zurück. — Eine andere Sache wurde behufs Vernehmung anderer Zeugen vertagt. — Zum würdigen Schluß der Verhandlung betrat ein „fahrender Handwerker“ die Anklagebank, der Meßger Aug. Ohm aus Danzig, 43 mal vorbestraft, darunter mehrmals mit Zucht- und Arbeitshaus. Vom Richter gefragt, ob er vorbestraft sei, antwortete er freizügig nein, und schickte die Strafen einem angeblich gleichnamigen Zwillingenbruder in die Schuhe. Dieser ist jedoch ausweislich der Akten gar nicht vorhanden und wird der Angeklagte, welcher sich heute wegen Betrugs und Landstreichens zu verantworten hatte, zu einer Haftstrafe von 4 Wochen verurtheilt.

Verschiedenes.

— Berlin hat zwei Arten Millionäre, die armen Mark- und die soliden Dalermillionäre: 2092 giebt es von der ersten, aber nur 477 von der letzteren Sorte. Eine Million Dalers Einkommen hat nur einer in Berlin, über eine Million Mark dagegen noch sechs. Zu den „oberen Zehntausend“ gehört man in Berlin schon mit einem Einkommen von 9000 Mk. und das spricht nicht sehr für den Reichthum Berlins, obwohl die Berliner Bevölkerung, welche nur den 19. Theil der preussischen Bevölkerung ausmacht, beinahe den sechsten Theil der preussischen Einkommensteuer bezahlt. Nur 42000 Berliner haben ein Einkommen von über 3000 Mk. — Wichtiger als die Frage nach dem Reichthum ist die Frage nach der Lebensdauer der Berliner. Einen Monat nach der Geburt schon leben von 1000 Kindern 105 und von 1000 Mädchen 68 nicht mehr, und das erste Lebensjahr überdauern nur 697 Knaben und 763 Mädchen von je 1000. Die Sterblichkeit nimmt jetzt mit jedem neuen Jahre mehr ab und ist am geringsten bei den Knaben im 15., bei den Mädchen im 12. Lebensjahre. Noch ehe vierzig, ja neununddreißig Jahre verstrichen, ist die Hälfte der

Das Gesicht der Frau hatte sich vor Freude geröthet, ihr Herz pochte fast hörbar laut, ihre Hand, die sie über die Umzäunung streckte, um den Brief ihres Sohnes in Empfang zu nehmen, zitterte.

„Hier, Frau Pastorin,“ fuhr Esseg fort, indem er den Brief überreichte. „Lassen Sie mir durch Armgart bald Nachricht sagen, ob wir morgen früh zusammen reisen und nun seien Sie nicht böse, wenn ich mich so schnell entferne, denn mein Brauner hat längst die Gebuld verloren, und wenn ihm die Sonne noch länger auf seinen dummen Kopf scheint, so bestärkte ich, daß er auch den Verstand verlieren wird. Also auf Wiedersehen morgen früh. Denken Sie nur daran, welche Freude der Junge haben wird, wenn ich Sie mitbringe.“

Er gab dem Pferde die Sporen und trabte langsam davon.

Magdalene war durch die Freude so mächtig erregt, daß sie kaum im Stande war, den Gruß des Doktors zu erwidern. Den Brief an ihr pochendes Herz pressend, eilte sie mit Johanna und Armgart in den Schatten der Laube zurück. Nachdem sie einen flüchtigen Blick durch den Garten geworfen, um sich zu überzeugen, daß ihr Mann nicht komme, las sie ihren Töchtern den Brief vor.

Gottself schrieb in der freudigsten und glücklichsten Weise, daß sein Schauspiel „General York“ in wenigen Tagen auf der ersten Bühne der Residenz zur Aufführung komme. Seit Jahren hatte sie nicht so freudige Zeilen ihres Sohnes gelesen und das Herz der Mutter schlug höher.

„Meine Freunde, welche das Stück gelesen, und die Schauspieler, welche in ihm thätig sind, geben mir die Versicherung, daß das Stück einen günstigen Erfolg haben werde,“ schrieb er. „Ihr könnt Euch schon jetzt vorstellen, wie mein Herz unruhig und erwartungsvoll pocht.“

(Fortsetzung folgt.)

männlichen Generation dahingestorben, während von den Frauen erst nach dem 50. Lebensjahre die Hälfte gestorben ist. Das Alter des Psalmisten, 70 Jahre, erreichen von 1000 nur 181 Männer, dagegen 296 Frauen von 1000. Das 80. Lebensjahr erreichen 63 Männer, aber 227 Frauen, Greise von 90 Jahren werden von 1000 Knaben nur 7, von tausend weiblichen Personen 13. Wie man sieht, geht es auch in Berlin den Frauen hinsichtlich der Lebensdauer viel besser als den Männern. Dennoch behaupten sie geknechtet zu sein und ausgebeutet zu werden und wollen sich emancipieren, d. h. also auch früher sterben. Freilich ist es nicht unter allen Umständen ein großes Glück, ein hohes Alter zu erreichen.

Ein Masseneinbruch von Schlittschuhläufern hat am Montag nachmittag auf der Eisbahn an der Bahnhofstraße zu Erfurt stattgefunden. Unter der Bahnhofstraße war das Eis so dünn, daß es beim Betreten schwankte. Eine Dame stürzte und schlug im Falle die Wasser durch, so daß sie in das glücklicherweise nicht tiefe Wasser fiel; immerhin war sie aber völlig durchnäht von der eisigen Flut. Als Herren zur Hilfeleistung herbeieilten, brach auch unter diesen das Eis. Auf das ob dieses Unfalles unter den Zuschauern entstandene Halloh eilten nun etwa an 20 Schlittschuhläufer aller Altersgrade herbei, vermutlich in dem Glauben, es sei an der Brücke irgend etwas Sebenswertes, brachen aber sämtlich an der kritischen Stelle ein; einige standen sogar bis an den Hals im Wasser. Auch mehrere Erwachsene, Damen und Herren, teilten das Schicksal der Kinder. Nach kurzer Zeit waren alle Verunglückten aufs Trockene gebracht. Mittels Droschken wurden die durchgelaufenen Damen und die meisten der Kinder nach Hause befördert.

Ein falscher Bischof hat in der belgischen Provinz Flandern große Schwindelbetriebe verübt. Vor einiger Zeit erschien in Gent ein angeblicher „Monsignore“ Campana in Begleitung eines „Philanthropen“ Flament und machte in den dortigen Flandern eifrige Propaganda für die Gründung einer Cooperativ-Genossenschaft „Salut des Familles“, deren Plan vom Papste ausdrücklich gutgeheißen und genehmigt sei. Das Unternehmen kam in der That durch die zahlreich erfolgten Subscriptionen zu Stande, es wurde ein großes Haus dafür gemietet, und „Monsignore“ Campana, welcher zur Verstärkung seines Ansehens oftmals in bischöflicher Kleidung und mit großem vergoldetem Brustkreuz angethan auftrat, bezog als Ehrenpräsident der Genossenschaft ein Monatsgehalt von 250 Francs bei freier Kost und Wohnung. Die Sache ging eine Weile gut, bis endlich die Polizei Veranlassung nahm, sich mit der Cooperativ-Genossenschaft etwas näher zu beschäftigen. Der „Monsignore“ merkte zur rechten Zeit Bunte und machte sich aus dem Staube, wogegen der rechte Bischof Flament in Haft genommen wurde. Ein Sachverständiger aus Brüssel, welcher von Gerichts wegen zur Begutachtung der Einrichtung und des Geschäftsbetriebes der Genossenschaft berufen wurde, erklärte den derselben zu Grunde liegenden Plan, welcher den Verpächtern ihres Grundes zufolge den Mitgliedern goldene Berge einbringen sollte, für ganz unausführbar, und bezeichnete überhaupt das Ganze als Schwindel. Am Betragen zu der Genossenschaft sind etwa 4000 Francs einbezahlt worden, wovon die Geprüllten, lauter einfache Leute, keinen Heller mehr wiederbekommen werden. Der „Philanthrop“ Flament wird sich demnach vor dem Gent'schen Gerichtshof zu verantworten haben.

Das Taillennuß. In Zukunft wird keine Schneiderin es mehr nötig haben, sich der Mühe des Maßnehmens zu unterziehen, sobald die Kundin, für die sie ein Kleid fertigen soll, vollkommen normal gebaut ist. In diesem Falle ist es nämlich nur nötig, das — Daumenmaß der betreffenden Dame anzunehmen, und dies geschieht, indem man ein Centimetermaß um die Wurzel des beagten Gliedes legt und die Zahl, die gewöhnlich zwischen sieben und acht schwanken wird, genau feststellt. Nun kann die Kundin ruhig ihres Weges gehen. Das Maß für eine normale, nicht überhöhlte Frauenfigur läßt sich nämlich — wie man jetzt in Paris behauptet — genau nach dem Umfange des untersten Daumengelenkes berechnen. Wißt dieses z. B. 7 Centimeter, dann hat das Handgelenk einen Umfang von 14 Centimetern, also das Doppelte. Das Maß des Halses beträgt wiederum noch einmal so viel wie das des Handgelenkes, also 28 Centimeter. Diese Zahl doppelt genommen ist nun das genaue Maß für die Taille jeder ebenmäßig gebauten Frau, die kein Gewicht darauf legt, eine Wespeutaille zu besitzen. Vorausgesetzt, das die betreffende Schöne üppig ist, ohne füllig zu sein, dann stimmt die doppelt gerechnete Taillennuß, also 112 Centimeter wieder für Brust- und Hüftumfang. Für eine etwas schlankere Figur wird von den 112 Centimetern einmal das Maß des Handgelenkes (14 Centimeter) abgezogen, bleiben also 98 Centimeter. Auch Knie- und Wadenlänge kann auf ähnliche Weise festgestellt werden. Die Kundin dieser gar nicht so hohen Zee ist eine tonangebende Pariser Schauspielerin, die unlängst bei einem feinen Damen Schneiderin erschien und ihm mit der Versicherung, daß sie eine vollkommen ebennmäßige Figur besitze, den Daumen ihrer elegant behandschuhten Rechten hinreckte. „Hier Monsieur, messen Sie!“ rief die Schöne. „Sieben Centimeter, nicht wahr? Nun merken Sie sich: Zweimal um meinen Daumen ist einmal um mein Handgelenk, zweimal um mein Handgelenk ist einmal um meinen Hals, zweimal um meinen Hals ist einmal um meine Taille und zweimal um meine Taille ist einmal um Brust und Hüften. Wenn Sie sich darnach richten, ist das Kostüm.“ Damit war sie verschwunden, und ihre Rechnung war richtig. Unsere Damen

würden vermutlich kaum zufrieden sein, wenn die Schneiderin diese Pariser Methode in Anwendung bringen wollten.)

Ein richtiger Frauenstaat befindet sich in einem zahlreichen Dörfer umfassenden Kreise der russischen Provinz Smolensk, beim Kloster Besulow, das einst ein berühmter Wallfahrtsort war. Seit lange heißt dieser Teil der Provinz „Das Königreich der Frauen“. Die Männer, meistens Maurer, ziehen, wenn der Frühling ins Land kommt, in hellen Scharen hinaus nach Smolensk, Witebsk, Minsk, Mstau, Zula und anderen großen Städten, wo sie reichliche Arbeit und guten Lohn finden. Den ganzen Sommer und Herbst bleiben die Männer bis auf ein paar Greise in der Fremde. Derweil müssen die Frauen daheim alle Arbeit thun, auch solche natürlich, die den Männern obliegt, und so sieht man sie denn nicht nur den Acker pflügen, das Feld bestellen, das Vieh besorgen, sondern Häuser bauen, zimmern und schmieden. Auch Gemeinderat halten sie ab, und sehr ernsthaft werden die Angelegenheiten des betreffenden Dorfes erledigt. Nach der Beratung kommt es manchmal zu einer kleinen Aussprache zwischen uneinigten Parteien, und dann tragen die Versöhlerinnen der einen oder anderen Idee die Spuren noch tagelang im Angesicht. Um sich ein wenig die Sorgen um die fernern Männer zu verschaffen, haben die Frauen sich eine Art Kasino gegründet. Dort kommen sie, wenn sie mit ihren Arbeiten und der Hausbesorgung fertig sind, zu geselliger Gemüthsheit zusammen, spielen Karten, rauchen und — zechen. Manchmal gehts dort bis in die späte Nacht hinein überaus lustig zu. Eine Unmasse Kwass, das süßsaure Bier, und Braga, ebenfalls ein leichtes Hausbier, wird dabei vertilgt und nicht minder Wodka, Schnaps, den sie wie das Bier selber aus Getreide herstellen. Die Finanz- und die ganze Verwaltung ist trotz der häufigen Zechgelage musterhaft geführt, und der Reichthum, der Landrat, kann dies in besonderen Berichten stets wahrheitsgemäß feststellen, den er alljährlich über das „Königreich der Frauen“ dem Kaiser einzureichen hat.

(Münzen als Gewichte.) Auf Anregung eines Lesers teilen wir mit, wie man sich der Münzen als Gewichte bedienen kann. Von Goldmünzen wiegen: 1 Zwanzigmarkstück 8 g, 1 Zehnmarkstück 4 g, 1 Fünfmarkstück 2 g. Von Silbermünzen wiegen: 9 Fünfmarkstücke 250 g, 9 Zweimarkstücke 100 g, 9 Markstücke 50 g, 9 Fünfzigpfennigstücke 25 g, 9 Zwanzigpfennigstücke 10 g. Ein Nickel-Zehnpfenniger wiegt 4 g, 2 Nickel-Fünfpfenniger wiegen 5 g. Von Kupfermünzen wiegen: 3 Zweipfennigstücke 10 g, 1 Pfennigstück 2 g.

Wochsaft. Dame: „Sagen Sie mal, Herr Professor, warum hat Gott die Eva zuerst geschaffen?“ — Professor: „Ganz einfach, damit sie ihm vorher nicht hat dreinschwätzen können!“

Chilisalpeter oder Ammoniak?

Es ist ja doch allgemein bekannt, daß eine Kopfdüngung mit Chilisalpeter genau in dem Zeitpunkt gegeben wird, in welchem man den sofortigen Eintritt der Stiefkoffwirkung wünscht. Schon ein verpflügter Acker kann sofort fruchtbar sein. Die Pflanzen sollen momentan getränkt werden, man will sie den Gefahren entziehen, welche ihnen drohen, man will Schäden ausbessern, die durch Frost, ungenügende Wässerung, Insektenfraß entstanden sind. Eine Kopfdüngung mit Chilisalpeter soll möglichst sofort zur Wirkung kommen. Ein Stiefkoffsalz aber, welches schnell und ungehindert im Boden sich verbreitet, welches sofort von den Pflanzen aufgenommen und verarbeitet wird, ist einzig und allein im Chilisalpeter bekannt. Das Ammoniaksalz wird vom Beimboden gebunden, es verbreitet sich viel langsamer als der Salpeter und es kommt erst dann zur Wirkung, wenn die nitrifizierenden Bakterien des Bodens es in Salpetersäure umgewandelt haben. Dieser Prozeß geht unter Umständen — besonders in kalten armen Böden — zu langsam vor sich. Die beabsichtigte Wirkung der Kopfdüngung tritt dann nicht ein und der zu spät in Salpetersäure übergegangene Stiefkoff kann in den Untergrund gewaschen werden, also noch nicht einmal der nachfolgenden Ernte zu gute kommen, sondern vollständig verloren gehen. Allgemein ist es anerkannt, daß gerade die Unverdaulichkeit des Chilisalpeters zur Kopfdüngung so große Vorteile bringt und daß diese Vorteile ausschließlich dem Chilisalpeter zukommen.

2. Wie weit ist der Preis für diese beiden Stiefkoffarten richtig angegeben? In dem genannten anonymen Aufsatze heißt es wörtlich: „Wir bezahlen das Pfund Stiefkoff im schwefelsauren Ammoniak mit 44–45 Pf. und das Pfund Salpetersäure mit 54–55 Pf.; trotzdem ist nur vom billigen Salpetersäure die Rede.“ Wenn diese Zahlen der Wahrheit entsprechen, dann ließe sich allerdings gegen diese Behauptung kaum etwas sagen. Auch ist der Preis für das Ammoniak durchaus richtig angegeben, leider aber sind die Herren Ammoniakproduzenten über den Preis des Salpetersäure wohl recht schlecht orientiert gewesen! Der Preis eines Pfundes Salpetersäure franco Hamburg schwankte noch monatlich mindestens 2 mal vorgenommenen Notierungen im letzten Jahre, also in der Zeit vom 1. Juli bis 31. Dezember 1897, zwischen 42.8 und 45.1 Pf. und kostete für diese Zeit im Durchschnitt 44.3 Pf., war also scheinbar fast derselbe wie der des Ammoniakstiefkoffes und in Wirklichkeit infolge seiner fast allgemein anerkannten überlegenen Wirkung noch 10–15%, billiger, ganz abgesehen von dem Werte, den der Salpetersäurestiefkoff durch seine sofortige unzerstörliche Wirkung hat, die dem Ammoniakstiefkoff abgeht, ein Wert, der sich nicht in Zahlen ausdrücken läßt.

3. Es heißt in genanntem Aufsatze, nachdem vorher von den

70–80 Millionen gesprochen war, welche jährlich für Chilisalpeter an das Ausland gezahlt werden, wörtlich: „Daß, wie schon einmal angegeben, in der gewohnheitsmäßigen Empfehlung des Chilisalpeters eine empfindliche Schädigung des Nationalvermögens liegt, tritt für jeden klar zu Tage, der an die großen Summen denkt, die alljährlich für dieses Düngemittel ins Ausland fließen.“

Wie sieht es nun in Wirklichkeit mit dieser ebenso warmen wie scheinbar selbstlosen Verteidigung des Nationalvermögens aus? Welche Vorteile würde, falls eine Verringerung überhaupt möglich wäre, der Landwirt und welche der Ammoniakproducent hiervon haben?

Die Ammoniakproduktion der ganzen Welt deckt kaum den Stiefkoffbedarf Deutschlands allein. Wenn nun auch Chile, wie die anderen Länder, seinen Salpeter und somit der Landwirt nicht das Glück hatte, das Geld für dieses wertvolle Düngemittel nach dem Auslande zu zahlen, so würden wir schon längst zu Stiefkoffpreisen gelangt sein, welche zweifellos den Ammoniakproduzenten, auf keinen Fall aber dem Landwirte genehm wären. Das ist selbst bei dem heutigen Stiefkoffkonsum schon eine unannehmliche These, und darum ist man berechtigt, ohne der Uebertreibung geziehen werden zu können, es geradezu als ein „Glück“ zu bezeichnen, daß jenes Geld nach dem Auslande gehen kann. Wie wird es aber in Zukunft aussehen? Durch die rastlose Thätigkeit hervorragender Forscher, ganz besonders Deutschlands, bringt die Belehrung über die richtige Ernährung der Pflanzen, um allerhöchste Ernten zu erzielen, in immer weitere Kreise. Damit wird der Bedarf an künstlichen Düngemitteln überhaupt, wie auch an Stiefkoffdüngemitteln ein immer größerer, trotzdem der Verbrauch an Stiefkoffdüngemitteln jetzt immer noch wesentlich geringer ist, als er nach dem Verbrauch von Phosphorsäure und Kali eigentlich sein müßte. (Um nicht mißverstanden zu werden, betonen wir besonders, daß nicht etwa der Verbrauch an jenen beiden Düngemitteln eingeschränkt werden sollte, sondern ihre Verwendung nur noch viel rentabler wäre, als sie es heute schon ist, wenn es nicht bei derselben so häufig an Stiefkoff fehlte.)

Wie sollte nun dieser im Interesse des Landwirtes immer größer werdende Bedarf an Stiefkoffdüngemitteln gedeckt werden, wenn es keinen Chilisalpeter gäbe, da ja Chilisalpeter das einzige Stiefkoffdüngemittel ist, welches direct fabricirt, und nicht, wie alle anderen, als Abfall- oder Nebenproduct gewonnen wird, daher auch in jeder beliebigen Menge producirt werden kann und producirt werden wird. Ganz anders sieht es mit dem Ammoniakstiefkoff aus. Dieses Düngemittel, als Nebenproduct der Gasanhydriden, Kalkereien etc. gewonnen, hat in der Production seine sehr bestimmte Grenze; denn niemand wird derartige Anlagen einrichten, um das Nebenproduct zu gewinnen. Ab. Habenicht in Magdeburg, eine Firma, welche sich um den Consum von Ammoniak in der Landwirtschaft in sehr hohem Maße verdient gemacht hat, sagt in seinem Berichte vom 11. November 1897 über die Lage des Ammoniakmarktes u. a.: „Eine weitere erhebliche Ausdehnung der Kalkereien und anderer Gewinnungsarten ist nicht zu erwarten; im Gegentheil dürfte eine über kurz oder lang eintretende Abnahme der Bergwerksindustrie eine Mindererzeugung im Gefolge haben.“

It schon aus dem Vorstehenden zur Genüge nachgewiesen, daß es durchaus keine Vergeudung des Nationalvermögens, sondern infolge Erzielung höherer Ernten eine erhebliche Bereicherung desselben ist, das Geld für Chilisalpeter nach dem Auslande zu tragen, so hätte selbst, wenn das nicht so wäre, die Ammoniakindustrie wahrheitsgemäß auch nicht die allergeringste Berechtigung, auf einen derartigen Punkt hinzuweisen, weil nachweislich ein ganz erheblicher Teil der vom deutschen Landwirte für Ammoniak bezahlten Summen nicht in deutsche Industrien, sondern nach Oesterreich, Belgien und vor allem nach England abgeführt wird.

Wir können es nicht verstehen, für wie unglaublich thöricht man an gewissen Stellen den deutschen Landwirt in volkswirtschaftlichen Fragen heute noch halten muß, daß man es überhaupt wagt, ihm solche Ammoniakreden aufzubinden.

Schließlich müssen wir noch auf einen Punkt eingehen, der uns recht schmerzhaft berührt, da er einen im Interesse sowohl aller Düngeindustrien als auch des Landwirtes in Jahre langer mühseliger Arbeit errungenen Erfolg der Propaganda überhaupt wieder bis zu einer gewissen Grenze in Frage stellt. Es ist noch gar nicht so lange her, daß man jede Propaganda, von den Düngeindustrien kommend, außerordentlich mißtrauisch aufgenommen und beobachtet hat, leider nicht immer ganz mit Unrecht, weil in der That manchmal den Landwirten Dinge erzählt wurden, die nicht weniger als den Anspruch auf Sachlichkeit machen konnten. In den letzten Jahren ist das wesentlich anders geworden: große Korporationen sind bemüht gewesen, einen Teil der vereinnahmten Gelder rein zur Belehrung des Landwirtes wieder auszugeben, und diese Belehrung ist von jenen Korporationen stets in durchaus sachlicher Weise geschehen. Die Anerkennung hierfür blieb auch nicht aus, de in nicht nur die hervorragenden Gelehrten auf diesem Gebiete begünstigten diese Umwandlung mit Freuden und ermunterten hierdurch zum Fortfahren auf diesem Wege, sondern auch fast alle in Betracht kommenden Behörden Deutschlands haben, namentlich schon im zweiten Jahre, gemeinsame Düngeversuche mit den erwähnten Korporationen angestellt.

Es muß uns daher schmerzhaft berühren, wenn eine neue Korporation glaubt, dieser bewährten Weg verlassen und zu dem früheren unglücklichen zurückkehren zu müssen.

Delegation der vereinigten Salpeter-Produzenten.
Dr. M. Weitz, Sekretär.

Rindviehversicherung-Verein zu Laasphe.

Rechnungsabluß für das Jahr 1897.		Rechnungsabluß für das Jahr 1897.	
Einnahme.		Ausgabe.	
1. Bestand pro 1896	5835 64	1. Vorschüsse	191 12
2. Eintrittsgelder	64 —	2. Administrationskosten	30 —
3. Prämienbeiträge	1058 70	3. Entschädigungen	1245 —
4. Zinsen von Aktivkapitalien	122 50	4. Verschiedene Ausgaben	144 50
5. zugeschiedene Zinsen			Summa 1610 62
a. bei der Sparkasse	50 30		
b. bei der Credittasse	28 07	Die Einnahme beträgt M.	7374 46
6. Versch. Einnahmen	215 25	Die Ausgabe beträgt M.	1610 62
Summa	7374 46	Mithin Bestand	5763 84

Bei dem Verein waren 182 Mitglieder mit 441 Stück Rindvieh versichert, mit einem Versicherungswerte von 105860 Mk. Der Prämienbeitrag wurde pro 1898 auf 1/2 Prozent festgesetzt, jedoch bei starken Ausfällen soll nach der 2. Taxation 1/2 Prozent nachgehoben werden.

Der Vorstand:

Hartnack, Wösch, Schuppert, Schäfer.

Die Kunst- und Handelsgärtnerei
von **E. Ellenberger**
Biedenkopf a. d. Lahn
empfiehlt sich zur Leitung und Bepflanzung von
Garten- und Gemeinde-Anlagen
jeder Art zu äußerst billigen Preisen.
Kataloge gratis und franco.

Schweineversicherung-Verein zu Laasphe.

Rechnungsabluß für das Jahr 1897.		Rechnungsabluß für das Jahr 1897.	
Einnahme.		Ausgabe.	
1. Bestand pro 1896	2754 18	1. Verwaltungskosten	26 89
2. Eintrittsgelder	43 —	2. gezahlte Entschädigungen	365 88
3. Prämienbeiträge	394 20	3. Verschiedene Ausgaben	28 40
4. Zinsen von Aktivkapitalien	100 54		Summa 421 17
Summa	3291 92		
Die Einnahme beträgt	3291 92 Mk.		
Die Ausgabe beträgt	421 17 "		
Mithin Bestand	2870 75 Mk.		

Bei dem Verein waren 244 Mitglieder mit 350 Stück Schweinen versichert mit einem Versicherungswerte von 40190 Mk. Der Prämienbeitrag wurde pro 1898 auf 1 Prozent beibehalten.

Der Vorstand:

Hartnack, Schäfer, Fischer, Bommhof, Ungerer.

J. Baumann, Uhrmacher, Laasphe
empfiehlt als passende Geschenke
goldene und silberne
Herren- und Damen-Uhren,
Regulateure und Weckuhren.
Große Auswahl in Uhrenketten, sowie alle Schmucksachen
in Gold-, Silber-, Corall- und Granatwaaren.
Die neuesten Muster in Alfenide,
sind stets zu den solidesten Preisen auf Lager.
Kathenover Brillen, auch Barometer und Thermometer
billigst vorrätig.
Reparaturen werden gut und billig ausgeführt.

Bettfedern,

garantirt staubfrei, gut füllend,
pr. Pfd. a Mk. 1, 1,20, 1,50, 2
u. s. w. bis zu den feinsten und
jeder Preislage.

Daunen
in allen Qualitäten.

Fertige Betten
in bekannter reeller billigster Aus-
führung.

La. Varchend, Drell, Bettzeug,
Halbleinen, baumw. Betttücher,
Jacquard-Bettdecken, Tischtücher,
Gaubtücher, Servietten etc.
größte Auswahl zu sehr billigen
Preisen empfiehlt

Laasphe. J. J. Metz,
gegenüber dem Springbrunnen.

Fr. Benfer, Laasphe
empfiehlt in großer Auswahl:
Rohrseffel,
Kinderseffel,
Kinderwagen,
Puppenwagen,
Blumentische.

Die zu Nr. 4 des Haupt. Samml.